

Leseprobe aus:

**Sylvie Schenk**  
**Eine gewöhnliche Familie**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag München 2016

HANSER





Sylvie Schenk  
Eine gewöhnliche  
Familie

Roman

Carl Hanser Verlag

I. Auflage 2018

ISBN 978-3-446-25996-6

© 2018 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Motiv: Familienausflug mit einer Borgward Isabella, 1964

© RainerA/Timeline Images/Süddeutsche Zeitung Photo

Satz im Verlag

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C014889

Für meine Geschwister



*Die Verstorbenen*

Simon und Tamara Cardin

*Die Neffen und Nichten*

Aline, Céline, Pauline, Philippe

Hélène (und ihr Sohn William)

Bernard (und seine Mutter,  
die flotte Kati)





**F**rankfurt liegt schon weit zurück, und bis Lyon ist noch genügend Zeit. Aus den Fenstern des TGV starrt sie in das schummrige Licht des neuen Tages. Dunkel und nah erheben sich die Vogesen. Sie möchte sich auf die Begegnungen vorbereiten. Sie möchte Worte finden, die ihre Empfindungen übertragen, sie möchte sich die Situation ausmalen, die sie erwartet, sie möchte sich sammeln. Aber immer wenn sie sich ein Gesicht aufruft, verschluckt sie es sofort wieder, wie eine Uhr den Kuckuck, dann befindet sie sich wieder in dem vollgestopften Abteil des Zuges. Man kann sich hier nicht konzentrieren. Die Schwätzer, die Telefonierenden, die greinenden Kinder, die Butterbrot-Essenden. Sie verzichtet auf sich. Möchte diese Leute am liebsten mit einem Fingerschnippen aus der Welt schaffen, schämt sich kaum solcher Ungeduld und dafür, dass sie ihre Mitreisenden schief ansieht, die sich benehmen, als wären sie allein in ihrem Wohnzimmer, schämt sich kaum, dass sie ihre Stimmen verabscheut (zu nasal, zu plärrend, zu hell, zu dunkel, zu metallisch, auf jeden Fall alle zu laut), dass sie ihren Hunger nach Schinkenbrot verabscheut, ihr Zeitungsknittern, ihr Rotzhochziehen, ihre dicken Schenkel, ihren Geruch. Ihr Beruf bringt sie in die Gesellschaft vieler Menschen, aber dort spiegelt sie nur die Meinungen und Ideen anderer. Was sie denkt, muss sie für sich behalten. Sie verträgt Schwafler immer schlechter. Wenn sie deutsches Blabla ins Französische dolmetschen muss, möchte sie immer öfter dazwischen-

gehen: Junge, bring's auf den Punkt, verdammt. Obwohl dieses Geschwätz ihr gelegentlich hilft, sich zu erholen, Anlauf für stärkere Sätze zu nehmen.

Schlimmer ist nur, was die Franzosen »Holzsprache« nennen, *langue de bois*, hölzerne Sprache, Betonsprache, Phrasendrescherei, leeres Gerede, was sie für sich als »Verblendungssprache«, »Furniersprache«, »tote Sprache« bezeichnet. Die sprachlichen Holzspäne müssen von ihr so exakt wie möglich wiedergegeben werden. In ihrem Gehirn spaltet und entzündet sich jedoch etwas. Das Etwas wird zu einem wütenden Feuer. Sie möchte falsch übersetzen und Richtiges sagen. Sie darf nicht. Ein Simultandolmetscher ist ein Wortverwandler und darf nicht abweichen.

Sie gähnt und gähnt. Schlecht geschlafen. Atmet gleichzeitig den Rasierwassergeruch ihres telefonierenden Sitznachbarn ein. Sie steht auf, vertritt sich die Beine, kommt zu ihrem Platz zurück. Und versucht wieder, sich auf das Bevorstehende zu konzentrieren. Gleich muss sie zwei Toten und drei lebendigen Geschwistern gegenüberstehen. Onkel Simon und Tante Tamara sind gestorben.

Ist sie zu einer introvertierten Einsiedlerin geworden? Und: War es jemals anders? Sie hört die Stimme der kleinen Mutter: Céline, wo steckst du? Céline las, verborgen hinter dem breiten Ohrensessel des Vaters, und wollte nichts als ihre Ruhe. Sie wollte schon immer ihre Ruhe und hat sie nie bekommen.

Sie schließt die Augen, und, ach, da kommen sie doch alle auf einmal, ihr Bruder Philippe in gelber Latzhose, ihre Schwester Pauline auf einem kaputten Roller, Aline, die ei-

nen von der Mutter gestrickten Pulli anprobiert. Was sich jetzt vor ihr herumwälzt, ist ein Knäuel von zappeligen, gebräunten Kinderbeinen mit aufgeschürften Knien, sie selbst ist acht oder neun, sie raufen sich im Gras, plötzlich ein Bel-len, ein schwarzer Hund fällt die Kinder an, Célines Wade erwischt er, Indianer weinen nicht, aber schreien wie am Spieß, der kleine Philippe sucht im Gras das Stückchen Fleisch, das an der Wade fehlt, vergiss es, der Hund hat es gefressen. Céline hinkt ins Haus. Philippe und Pauline rennen voran: Der Hund hat Céline gefressen!

Onkel Simon und Tante Tamara sind zu Besuch. Der Onkel ist untersetzt und hat ein freundliches Pfannkuchengesicht, darin ein kleiner, verbrannter Schnurrbart, er schäkert gern mit der kleinen Mutter, die kichert: Oh Simon, oh Simon. Jetzt wird sie blass. Wieso gefressen? Tante Tamara trägt einen knallroten Lippenstift und einen Zigeunerinnenrock, lang und buntscheckig. Sie hat eine Schallplatte aufgelegt. Mit hochgereckten Armen dreht sie sich um die Achse, ihr Zigeunerrock kreiselt um sie herum, sie drehselt sich aus einem anderen Planeten. Beide sind viel jünger als die Eltern von Céline und ihren Geschwistern, eigentlich noch junge Leute, wahrscheinlich noch keine dreißig. Ihr Hund hat Céline gebissen, ein schwarzer Terrier. Tamara und Simon werden ihr Leben lang Hunde haben und Céline ihr Leben lang Angst vor Hunden. Tamara entschuldigt sich für das Tier, das eine Hündin ist und auf den lächerlichen Namen »Frivole« hört. Die Tante bringt Céline zum Wadennähen ins Krankenhaus, die kleine Mutter hat keinen Führerschein. Das Mädchen ist froh, Tamara mal für sich allein zu haben, und während diese viel zu schnell fährt, erklärt

Céline ihr, dass sie einen Roman geschrieben habe, zwei volle Schulheftseiten. Tamara spricht mit ihr wie mit einer Erwachsenen, sie fragt, ob Céline auch über sie, Tante Tamara, einen Roman schreiben könnte, sie wäre gern eine Romanheldin. Oh ja, sagt Céline, ich verspreche es dir. Sie hat ihr Versprechen nie eingelöst, hat ihrer Heimat den Rücken gekehrt, einen Deutschen geheiratet, ist Dolmetscherin geworden.

Der Onkel und die Tante, der Vater und die Mutter. Simon und Tamara, Ernest und Suzanne. Die ersten selbstsicher, kinderlos und leicht herablassend, die zweiten bescheiden und unsicher. Beide Brüder Zahnärzte. Aber die Praxis von Simon in Lyon können wir nicht mit der altmodischen Praxis von Ernest in der kleinen Alpenstadt vergleichen.

Simon will Ernest dazu bringen, ein bestimmtes Röntgengerät zu kaufen, Ernest fragt sich, mit welchem Geld. Einen Kredit aufnehmen? Ein Kredit sei ein Vorbote des Konkurses. Er habe vier Kinder zu füttern und sie wachsen und wachsen, brauchen neue Kleidung. Tamara spricht von ihrer Unterwäsche-Manufaktur, Suzanne nickt demütig. Beim Aperitif schäkert Simon mit seiner Schwägerin auf der Terrasse, sie schauen in die untergehende Sonne, er lobt ihr Kleid, er senkt die Stimme, seufzt: Ach, Suzanne, Ihre blauen Augen in diesem Licht. Am Tisch hört er auf, das Röntgengerät zu preisen, lobt das Kartoffelgratin von Suzanne, aber Tamara trägt zu dick auf, hebt dramatisch Messer und Gabel: Das Gratinieren ist in der Tat eine große Kunst, allein Suzanne kann ein solches Kartoffelgratin gelingen, nur ihr! Tamaras Goldarmbänder rasseln.

Noch dreißig Jahre lang hat die kleine Mutter Aufläufe überbacken, dann, an einem heißen Sommertag, stirbt sie in einer Krebsklinik.

Céline ist in der letzten Minute gekommen. Die kleine Mutter hat aber auf ihre zweite Tochter gewartet. Céline kann noch ein paar Stunden bei ihr sitzen, bei ihr schweigen, sie traut sich nicht, die wesentlichen Fragen zu stellen, sie traut

sich auch nicht, von sich zu erzählen. Ihre Ehe ist unglücklich. Ihr Mann hat eine Affäre. Nicht die erste. Sie hat sich ihr nie anvertraut, um ihrer Mutter keine Sorgen zu bereiten, um ihrem Vater nicht recht zu geben, dem die Heirat mit einem Deutschen nicht gefiel, vielleicht aber auch, weil sie sich ihres Unglücks schämt, als trüge sie selbst die Verantwortung dafür. So ist es auch. Sie trägt die Verantwortung.

Am Nachmittag verliert die Mutter das Bewusstsein. Vielleicht auch nur die Sprache. Kurz danach gesellen sich Pauline, Aline, Philippe und der Vater dazu. Céline erinnert sich nicht gern an die Ungeduld in den Augen der Mutter, als Ernest versucht, sie zu streicheln (sie hat noch nie eine Geste der Zärtlichkeit zwischen ihren Eltern beobachtet). Es war auch keine Ungeduld, Céline will es nur so deuten und weiß es doch besser: Was in den Augen der kleinen Mutter durchschimmerte, war Hass.

Sie verbringt die Nacht allein bei der sterbenden Mutter, will wach bleiben, will ihre Hand nicht loslassen. Aber Céline schläft ein, erschöpft. Als sie wieder aufwacht, sind die Augen der Mutter leer. Endlich spricht sie mit ihr, erzählt ihr leise die Geschichte des Findelkindes aus Lyon. Dann erschrickt sie und schweigt, als sie merkt, dass sie deutsch gedacht und gesprochen hat. Du, hat sie gesagt oder nur gedacht,

kleine Mutter,

warst ein stilles Wesen, das sein Taschentuch in den Ärmel stopfte und in Kleiderschränke hineinflüsterte. Du wuchst als einziges Kind eines Apothekers und dessen Frau in Lyon auf und warst von den Alpen, in die dein Mann dich brachte, nur eingeschüchtert. Du hattest Angst vor den Bergen, vor den Abgründen, vor der Sonne, die einem die Haut versengte, vor dem Schnee, vor bösen Gerüchten, du fürchtest dich aber noch viel mehr vor deiner Schwiegermutter, die uralt wurde. Sie hatte 1918 als junge Frau sogar die Spanische Grippe überlebt, im Gegensatz zu Guillaume Apollinaire oder Egon Schiele. So hattest du eine Theorie entwickelt, die du in dieser Formel zusammenpresstest: *La méchanceté conserve*. »Bosheit hält frisch.« (Wie der Alkohol.) Obwohl keine Statistiken das Verhältnis von Bösartigkeit und Lebenslänge belegen, beruht deine Einsicht auf Erfahrung, jeder könnte sie in seiner Umgebung überprüfen. Jemand mit einer harten Schale ist sicher weniger empfindlich für die Auswitterungen des Lebens. Der legendäre weiche Kern kann unberührt und ungenutzt bleiben. Deine größte Befürchtung war es, vor der uralten Schwiegermutter zu sterben, was, Gott sei gelobt, nicht geschah. Aber beinahe. Deine eigenen Wünsche fanden wenig Beachtung. Samstags kauftest du ein Sträußchen auf dem Markt, dein wöchentlicher Luxus. Anemonen, Ringelblumen, Nelken. Du hattest zwei Freundinnen, mit denen du ab und zu Tee trankst. Ich, freche Tochter, dachte: Kaffeekranz, Totenkranz. Die Damen siezten sich, ihr saßt aufrecht und sprach über Belangloses.



Erst einige Monate vor ihrem Tod hat die kleine Mutter Céline ihre Geschichte erzählt, ein paar gestammelte Stichworte nur, die wir uns hier erlauben (da Céline jetzt weiter in ihrer Muttersprache spricht), behutsam weiterzuspinnen.